

Heinrich Thies  
Das Mädchen im Moor



Heinrich Thies

# Das Mädchen im Moor

Kriminalroman



Herausgegeben von Susanne Mischke

*Für Elisabeth*

© 2010 zu Klampen Verlag · Röse 21 · D-31832 Springe  
info@zuklampen.de · www.zuklampen.de

Umschlag: Angelika Konietzny ([www.izwd.de](http://www.izwd.de))  
Satz: thielenVERLAGSBÜRO, Hannover  
Druck: CPI - Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-86674-088-4

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

»Jeder Mensch is' ein Abgrund,  
es schwindelt einen, wenn man hinabsieht.«

*Georg Büchner*

### *18. Mai 1990, Walsrode*

Das Wasser ist so trüb, dass man den Grund nicht sieht. Vermutlich hat der See daher seinen Namen: Grundloser See – ein 4,7 Hektar großes Moorgewässer wenige Kilometer nordöstlich der niedersächsischen Kleinstadt Walsrode. Grundlos aber ist dieser See in Wirklichkeit nicht, an den tiefsten Stelle reichen Wasser und Schlamm höchstens drei Meter weit hinab.

Entstanden ist das Moorloch am Ende der Eiszeit. Ein riesiger Eisblock soll sich hier in den Boden gesenkt haben und allmählich geschmolzen sein. Ursprünglich bedeckte das Schmelzwasser eine weitaus größere Fläche. Doch der größte Teil verlandete und hinterließ eine Torfschicht.

So bildete sich das Grundlose Moor. Wollgras, Moos- und Rauschbeere gedeihen hier ebenso wie Torfmoos und Glöckenheide, und wenn man Glück hat, kann man auch den Großen Brachvogel hören.

Ein anderer Vogel fällt ins Reich der Sagen und Gespenstergeschichten. In klaren Vollmondnächten, wird erzählt, soll sich ein weißer Greif aus dem Grundlosen See erheben und nach einiger Zeit mit einem Beutetier im gekrümmten Schna-

bel zurückkehren. Einem Hasen, Kaninchen oder Lamm. Ein Wanderer will zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts gesehen haben, wie der weiße Vogel mit einem kleinen Kind ange schwiebt kam.

Doch der Greif entstammt den Schauergeschichten vergan ger Zeiten. Unsere Geschichte dagegen beginnt an einem Maiabend des Jahres 1990.

Die Große Moosjungfer tanzte über dem schwarzen Wasser. Wie winzige Hubschrauber schwirrten die blauen Libellen am Ufersaum, eine Entenfamilie zog gemächlich ihre Bahn. Sonst rührte sich nichts. Verschwiegen spiegelten sich Birken und Kiefern auf der fast glatten Wasseroberfläche.

Kein Wind kräuselte die Wellen, kein Spaziergänger zeigte sich. Moose und Sträucher dampften ihre Nässe aus, selbst das Gezwitscher der Vögel aus den umliegenden Wäldern klang gedämpft.

Mathias Mahnke blickte zum wiederholten Mal auf seine Armbanduhr. Es war schon kurz vor halb sieben. »Wo bleibt die denn?«, murmelte der hoch aufgeschossene Mann mit dem kurz geschnittenen mittelblonden Haar. »Mein Gott, wie lange lässt die mich hier noch warten?«

Bereits um sechs war er mit Annika verabredet gewesen. Wie üblich wollten sie sich auf dem Waldweg treffen, der hinter dem großen Findling mit dem eingemeißelten Pfeil zum See führte. Heimlich wie fast alles zu geschehen hatte, was ihn mit seiner Schülerin verband.

Mahnke war seit einer halben Stunde den zweihundert Meter langen Waldweg auf und ab gegangen. Aber Annika hatte er nicht gesehen. Nur zwei ältere Frauen hatten den See umrun

det. Um unerkannt zu bleiben, war er schnell in einen Trampelpfad abgebogen.

Es ist warm. Ein Teil des Sees liegt noch im Glanz der Abendsonne. Von Frühlingsstimmung kann jedoch keine Rede sein. Von dem schwarzen Wasser geht etwas Düsteres, Schwermüttiges aus. Überall ragen abgestorbene Baumstümpfe aus dem Moor. Totholz.

Mahnke liebt das Moor und vor allem den See, in dem er an warmen Tagen schon verbotenerweise geschwommen ist. Besonders schön ist es jetzt im Mai, wo der Kuckuck ruft, Wollgras und Sonnentau blühen und die Birken und Kiefern ihre Dufte verströmen. Farne und Moosbeerenbüschle überziehen den Waldboden in so üppiger Pracht, dass abseits der Wege kein Durchkommen ist. Auch die Moos- und Grasflächen gestatten es nicht, dass man sich auf ihnen bewegt. Mahnke weiß, wie schnell man hier einsinken kann, wenn man die Wege verlässt. Setzt man den Fuß ins Gras, quillt sofort Wasser auf. Ein Paradies auf schwankendem Grund.

Doch in diesem Moment fehlt es ihm an der inneren Ruhe, die geheimnisvolle Schönheit auf sich wirken zu lassen. Wo bleibt Annika?

Mit wachsender Nervosität wehrt er Stechmücken und Bremsen ab, blickt sich um, horcht angestrengt lauschend auf. Doch nichts deutet darauf hin, dass die, auf die er wartet, in der Nähe ist. Nichts.

Während seine Augen umherschweifen, tritt er fast auf eine Ringelnatter. Ganz reglos liegt die kleine anthrazitfarbene Schlange vor ihm auf dem Sandboden. Als er sie mit dem Fuß antippt, zuckt sie sofort zusammen und schlängelt sich fort.

Nach dem Regen der letzten Tage haben sich die Löcher auf der seeabgewandten Seite neben dem Wanderweg mit Wasser gefüllt.

Plötzlich sieht er, dass in einem dieser Löcher etwas liegt. Es ist etwas, was da nicht hineingehört. Sein Blut stockt, er schließt die Augen, um sie gleich wieder zu öffnen. Doch das Bild, das sich auf seiner Netzhaut abzeichnet, bleibt das gleiche: In dem abgestandenen Wasser schwimmt ein menschlicher Körper, eine junge Frau – Annika, keine Frage, das ist Annika. Sie liegt auf dem Rücken, die langen blonden Haare aufgelöst zwischen Gräsern und Entengrütze, der Mund geöffnet, die Augen aufgerissen wie bei einem Schrei.

*Mittwoch, 5. September 2007, Benzen*

»Johanna Freifrau von Seewald.« Johanna musste lächeln, als sie den Namen las, der in akkurater, steiler Schönschrift auf das Kuvert geschrieben war. Auch der Absender ließ sie schmunzeln: »Marie-Luise Gräfin von Seewald-Stieglitz.«

Als sie den Brief las, verging ihr das Lächeln.

»Liebe Johanna,

ich hoffe, es geht Dir gut in Deinem Geisterhaus in der Heide. Ich lese mit Bewunderung Deine Artikel im ›Forum‹. Ganz großartig. Wir sind stolz auf Dich.

Leider gibt es von uns nicht so schöne Dinge zu berichten. Die Gebrechen des Alters verwandeln uns allmählich in schwachsinnige Greise. Dein Großvater hört nun auch immer schlechter. Da ich selbst, wie du weißt, schon lange so gut wie taub bin, müssen wir uns anschreien, wenn wir uns unterhalten wollen. Würdest Du zufällig bei uns hereinschneien – worauf ich immer hoffe –, dächtest Du wahrscheinlich, wir hätten einen heftigen Streit. Man könnte lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Dabei verstehen wir uns noch recht gut. Wenn ich mich mal wieder über Deinen Großvaters ärgere – er ist immer noch so furchtbar vergesslich –, mache ich einfach einen kleinen Spaziergang durch den Drömling. Meine Beine tragen mich immerhin noch. Und wenn ich auch so kurzsichtig bin, dass ich zum Schreiben und Lesen eine Lupe brauche, so kann ich wenigstens noch den Wald und den Himmel sehen.

Aber diese Wehwehchen sind es nicht, deretwegen ich Dir schreibe. Ich wollte Dir berichten, dass mich Dein Vater besucht hat. Ja, ich weiß, Du wirst denken, ich sei verrückt geworden, einwenden, dass Dein Vater tot ist und ich mir das alles nur einbilde. Aber so ist es nicht, nein. Ich schwöre dir: Dein Vater war bei mir – so leibhaftig wie die beiden Spaziergänger, die in diesem Moment gerade an unserem Haus vorbeigehen.

Es war am Sonntagabend, kurz nach acht. Ich war dabei, diese neue Biografie über Friedrich den Großen zu lesen, da stand er auch schon vor mir.

›Guten Abend, Mutter,‹ sagte er. Mehr nicht. Nur: ›Guten Abend, Mutter.‹

Ich muss gestehen, dass ich im ersten Moment zusammengezuckt bin, denn im Wohnzimmer war es schon ziemlich dämmrig und ich war ganz vertieft in meine Lektüre, sodass ich die Tür gar nicht gehört hatte. Außerdem sah Dein Vater etwas blass aus und brachte einen Kälteschub mit herein. Aber dann ist alles Erstaunen von mir abgefallen und ich habe mich nur noch gefreut, riesig gefreut.

Alles war wie damals, als er noch als Geschäftsführer für diese Schweizer Firma gearbeitet hat und immer in der Weltgeschichte herumgereist ist. Immer in Eile. Auch diesmal wieder. Ich habe ihm angeboten, schnell die Reste unseres Mittagessens warm zu machen, aber dafür hatte er gar keine Zeit. Er sei müde, sagte er, müsse bald weiter.

Aber er gehört immer noch zu den wenigen Menschen, die einen nicht nur fragen, wie es einem geht, sondern auch zuhören, wenn man die Frage beantwortet.

Er hat auch von Dir gesprochen, liebe Johanna, gesagt, wie

stolz er auf Dich sei. Ich hatte den Eindruck, dass er ein wenig beunruhigt war. Er scheint sich Sorgen um Dich zu machen. ›Johanna muss aufpassen‹, hat er gesagt. ›Es gibt Leute, die nicht sehr begeistert davon sind, wenn sie irgendwelche Saue-reien aufdeckt.‹ So ähnlich hat er sich ausgedrückt, von ›Saue-reien‹ gesprochen, das hab ich mir genau gemerkt. Und: ›Sie muss aufpassen, Mutter.‹

Als ich ihm gesagt habe, dass er Dich mal in Walsrode besuchen soll, hat er nur traurig den Kopf geschüttelt. Ich glaube, er denkt immer noch, Du habest Dich mit Deiner Mutter gegen ihn verbündet. Ich habe es natürlich unterlassen, ihn darauf anzusprechen. Ich weiß ja, wie schmerzlich das alles für ihn war.

Stattdessen haben wir über alte Zeiten gesprochen. Ich musste ihm nur ein Stichwort geben, und schon sprudelte es aus ihm heraus. Ein Jugendstreich nach dem anderen. Herrlich.

Über all dem Gerede habe ich ganz vergessen, Deinen Großvater zu rufen, der wie üblich vor dem Fernseher eingeschla-fen war. Ja, und dann war es auch schon zu spät. Auf einmal hatte es Dein Vater sehr eilig, und ehe ich mich versah, war er auf und davon. Wie immer: die Geschäfte!

So, jetzt tun mir aber auch schon wieder die Finger weh vom vielen Schreiben.

Es wäre schön, wenn Du Dich mal wieder bei uns melden würdest. Deine alten, törichten Großeltern würden sich über einen Besuch riesig freuen. Wir warten auf Dich! Lass uns nicht zu lange warten, Liebes!

Bis hoffentlich bald. In Liebe,

Deine Großmutter»

Johanna waren während der Lektüre immer wieder Kälteschauer über den Rücken gelaufen. Ihr Vater war vor fünfzehn Jahren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen – während einer Geschäftsreise, die er offenbar mit dem Besuch seiner Geliebten verbunden hatte.

Seine Mutter hatte den Verlust nie verwunden, er war ihr einziger Sohn. Ein bisschen verrückt war sie immer schon gewesen, sie legte großen Wert auf ihre aristokratische Herkunft, war stolz, eine geborene von Stieglitz zu sein, Nachfahrin einer Kammerfrau, die der berühmten Prinzessin von Celle gedient hatte. Ebenso stolz war sie darauf, dass sie in eine Familie eingehiratet hatte, deren Ahnherr das uneheliche Kind des Kurfürsten Ernst August von Hannover gewesen sein soll. Immer wieder hatte sie Johanna von diesen komplizierten Geschichten aus der glanzvollen Vergangenheit der Familiendynastie erzählt. Die Gegenwart war daran gemessen eher trist und schal. Johannas Großeltern, die einen Gutshof in der Altmark besessen hatten, waren 1945 im Zuge der Bodenreform enteignet worden und auf die niedersächsische Seite in den Landkreis Gifhorn nach Kaiserwinkel übergesiedelt – auf ein immer noch stattliches Gehöft, das Marie-Luise Gräfin von Seewald-Stieglitz von ihren Eltern geerbt hatte.

Johanna war oft in den Ferien in dem kleinen Gutshaus mit der roten Klinkermauer und der riesigen Kastanie gewesen. Es befand sich in unmittelbarer Nähe zur innerdeutschen Grenze, sodass dem Hof und der Landschaft etwas Unwirkliches innewohnte – ein Gutshof am Ende der Welt.

Passend zu dieser Grenzlage war Johannas Großmutter immer schon offen für grenzüberschreitende Erfahrungen gewesen, hatte Patiencen gelegt, die ihr einen Blick in die

Zukunft gestatteten, und von Menschen erzählt, die das »zweite Gesicht« hatten. Nach dem Tod ihres Sohnes wuchs sich diese Marotte zu einem besorgniserregenden Geisterglauben aus. Sie entdeckte das Pendeln für sich, nahm an spiritistischen Sitzungen teil, sprach von Botschaften aus dem Jenseits. Aber noch nie zuvor war ihr Realitätssinn derart aufgeweicht, dass sie mit der größten Selbstverständlichkeit der Welt vom Besuch eines Toten berichtet hatte. Noch dazu in der Form eines Briefes!

Johanna machte sich Sorgen. Sie liebte ihre Großmutter. Sicher, sie hatte zwar immer schon ihre Schrullen gehabt, stets aber in rührender Weise Anteil an der Entwicklung ihrer Enkelkinder genommen. Schon seit früher Kindheit waren sie und ihr Bruder von ihren Großeltern mit Geschenken und Zärtlichkeit überhäuft worden. Johanna hatte es stets genossen, sich die wunderbaren Geschichten ihrer Großmutter anzuhören. Aber jetzt, schien es ihr, war eine Grenze überschritten. Eine Grenze, hinter der sich ein Abgrund auftat.

Zu ihrer Schwiegertochter, Johannas Mutter, hatte die »Gräfin« schon bald nach dem Tod ihres Sohnes jeden Kontakt abgebrochen. Sie bezichtigte sie der Untreue, hielt ihr vor, dass sie sich mit anderen Männern vergnüge, anstatt ihren toten Gatten in Würde zu betrauern. »Flittchen« nannte sie ihre Schwiegertochter, »gewissenloses Flittchen«.

Eigentlich hatten sich die beiden Frauen noch nie verstanden. Christine von Seewald war in den Augen ihrer Schwiegermutter einfach nicht standesgemäß. Die Gräfin unterstellte ihr, Christoph auszunutzen, um als Malerin groß herauszukommen. Anfangs hatte sie noch einige der Bilder ihrer Schwiegertochter gekauft und ihrem Sohn zuliebe im

Haus aufgehängt – alles Aquarelle mit maritimen Motiven. Aber mittlerweile moderten die Gemälde, die sie als »scheußlich« bezeichnete, auf dem Dachboden vor sich hin. Schon vor dem Unfall hatte sie die Bilder abgehängt.

Johanna dagegen hielt die Gemälde ihrer Mutter in Ehren. Obwohl auch sie die »fliegenden Fische« nicht schön fand, hätte sie es niemals übers Herz gebracht, die beiden Bilder von der Wand zu nehmen.

Sie schrak zusammen. Mit langgezogenem Ächzen öffnete sich die Tür; langsam, ganz langsam, als würde sich ein Gespenst ins Wohnzimmer schleichen. Unsichtbar, unaufhaltsam. Natürlich war Johanna schon im nächsten Moment klar, dass ein Windstoß die unverschlossene Tür bewegt hatte. Gegen die Gänsehaut konnte sie sich trotzdem nicht wehren. Nach dem Brief ihrer Großmutter war sie doppelt empfänglich für das Eigenleben des alten Kastens.

Sie hatte sich das Backsteinhaus am Rande von Benzen bei Walsrode vor sechs Jahren gemeinsam mit ihrem Freund gekauft. Jens stammte aus der Gegend, er hatte in einem Chemieunternehmen im Nachbarort Bomlitz als Diplomkaufmann gearbeitet. Dann aber war die Beziehung in die Brüche gegangen, Jens wechselte zu einem Betrieb nach Hannover und sie war hier hängen geblieben. Sie konnte sich einfach nicht von dem »Hexenhaus« mit den knarrenden Holzdielen trennen, liebte es, von Frühjahr bis in den Spätsommer hinein, draußen im Garten am Waldrand zu sitzen.

Aber sehr praktisch war es nicht. Ständig war irgendetwas kaputt. Mal regnete es durchs Dach, mal zog es durch die Fen-

ter. Und an den langen Herbst- und Winterabenden wurde es ihr bisweilen auch unheimlich in dem alten Gemäuer. Wenn sie dann auch noch nachts durch das Knistern und Knacken auf dem Dachboden aus dem Schlaf gerissen wurde, war sie oft so verängstigt, dass sie bis zum Morgen keinen Schlaf fand. Besonders schlimm war es, wenn die Marder unter dem Dach herumtobten. Wie Kobolde hörten die sich an, wie böse Zwerge.

Das Telefon klingelte. In der Hoffnung, durch den Anruf wieder in die Realität zurückgeholt zu werden, nahm sie ab.

»Seewald.«

»Hallo, Johanna, mein Schatz.«

»Hallo, Mama.«

»Ich hoffe, es geht dir gut in deiner Waldeinsamkeit. Alle schwärmen von deinen tollen Artikeln. Wahrscheinlich bist du jetzt auch gerade wieder beim Schreiben und ich störe.«

»Nein, ich ...«

»Ach, da bin ich ja beruhigt. Ich bin nämlich vollauf mit meiner Ausstellung in Worpswede beschäftigt, weißt du. Die Vernissage rückt immer näher, und es sieht wirklich so aus, dass die Bude rappelvoll werden wird. Stell dir vor, Schatz, sogar aus den USA haben sich einige Sammler und Galeristen angekündigt. Ich kann kaum mehr schlafen vor Aufregung. Du hast dir doch hoffentlich den Termin rot im Kalender angestrichen?«

»Klar, Mama, das war der, der ...«

»Du Schlingel, du hast es vergessen, gib es zu. Also zum Mitschreiben: Es ist der 22. September, ein Sonnabend. Okay?«

»Ja klar, steht natürlich längst bei mir im Kalender.«

»Sag mal, hast du eigentlich deine Kollegin vom ›Forum‹ informiert? Wird sie kommen?«

»Ich weiß es nicht, Mama. Ich habe ihr eine Mail geschickt.«

»Eine Mail? Denkst du, das reicht? Ihr Journalisten kriegt doch wahrscheinlich Tausende von Mails. Wäre es nicht besser, sie anzurufen?«

»Das, äh, fände ich, ehrlich gesagt, ziemlich peinlich.«

»Peinlich? Wieso? Bin ich dir etwa peinlich?«

»Mama, bitte.«

»Gut, gut, ich will nicht weiter in dich dringen. Die Haupt-sache ist ja auch, dass du da bist. Mit deinem Bruder rechne ich schon nicht mehr. Der sitzt mit seiner Familie in München und schafft es gerade noch, mir zu Weihnachten eine billige Karte zu schicken. Aber glücklicherweise kenne ich den Grund, ich weiß, dass seine Frau ihn gegen mich aufhetzt.«

»Mama, bitte.«

»Ja, du hast vollkommen recht. Jeder muss sein eigenes Leben leben. Ich jedenfalls kann zurzeit nicht klagen.«

»Das ist schön für dich, Mama.«

»Ja wirklich, seitdem ich mit Florian zusammen bin, fühle ich mich wie auf Wolke sieben. Du musst ihn unbedingt kennenglernen.«

»Mal sehen.«

»Mal sehen? Na, sag mal! Habe ich dir eigentlich schon gesagt, dass wir daran denken zu heiraten? Da ist es doch wohl eine Selbstverständlichkeit, dass du ihn vorher kennengelernt hast. Aber glaub mir: Der ist wirklich total süß.« Sie kicherte.

»Der wird dir auch gefallen, glaub mir. Und obendrein ein genialer Maler. Die Kunstwelt singt Hymnen auf ihn ...«

So ging es noch eine ganze Weile. Johanna war erschöpft und wütend, als ihre Mutter endlich aufgelegt hatte. Sie glaubte ihr kein Wort. Seit Jahren schon kündigte sie an, dass sie unmittelbar vor dem Weltruhm stehe, bedrängte Galerien und Kunsthäuser, ihre Bilder auszustellen, hielt sich junge Liebhaber aus der Künstlerszene, die sich in Wirklichkeit nur über sie lustig machten und ihr Geld verschlangen. Schon kurze Zeit nach dem Tod ihres Mannes hatte sie sich in den Trubel des Kunstbetriebs gestürzt – bemüht, ihren Jugendtraum wahr zu machen. Doch nur Freunde und Verwandte kauften ihre Werke, die Experten rümpften die Nase über sie oder verhöhnten sie hinter ihrem Rücken.

Und bei aller Großspurigkeit schien sie diese Verachtung, diese Geringschätzung zu spüren, in seltenen Momenten brach ihre Verzweiflung durch, und dann konnte sie bitterlich weinen. Johanna hasste diese Momente fast noch mehr als die egozentrische Selbstüberschätzung ihrer Mutter. Wahrscheinlich würde sich auch diese Ausstellung wieder als große Luftnummer herausstellen.

Johanna war nicht entgangen, dass ihre Mutter gelallt hatte. Sie hatte sich vermutlich wieder Mut angetrunken, ihre Selbstzweifel mit hochprozentigen Cognacs heruntergespült. Gut, dass sie ihr bei dem Gespräch nicht gegenübergesessen hatte. So war ihr wenigstens diese widerliche Schnapsfahne erspart geblieben. Bei der letzten Begegnung hatte sie sich fast übergeben.

Johanna musste sich jedes Mal überwinden, wenn sie ihre Mutter in Bremen besuchte. Schon bald nach dem Tod ihres Vaters hatte ihre Mutter die Villa am Strand verkauft und sich in einer Dachwohnung im Schnoor-Viertel niedergelas-

sen, das sie auch als Atelier nutzte. Witwenrente und Lebensversicherung hätten ihr ein sorgenfreies Leben ermöglichen können. Da sie aber mit ihrem Geld um sich warf, um sich Anerkennung zu erkaufen, bewegte sie sich in jüngster Zeit immer häufiger an der Grenze des finanziellen Ruins.

Johanna graute davor, diese Ausstellung in Worpswede zu besuchen. Aber wahrscheinlich würde sie nicht darum herumkommen.

Regen prasselte an die Fensterscheiben. War das etwa schon der Auftakt zu den düsteren Tagen, die das Leben in ihrem einsamen Hexenhaus noch trüber machten? Johanna kam nicht dazu, den Gedanken zu Ende zu denken. Das Telefon klingelte erneut. Diesmal war ihre Freundin Sabine dran. Doch es war kein entspanntes Geplauder unter Freundinnen, was folgte, sondern eine Art Dienstgespräch. Johanna war im Begriff, sich in einen Kriminalfall verstricken zu lassen – in der ungewohnten Rolle einer Enthüllungsjournalistin. Egal. Besser, als noch tiefer in diesem familiären Schlamassel zu versinken.

*Freitag, 7. September 2007, Langenhagen*

Er rannte, keuchte, schwitzte, spielte sich frei, ließ den Pass auf sich zukommen, stoppte den Ball, zirkelte ihn an zwei, drei gegnerischen Abwehrspielern vorbei – und schoss. Dem Torwart blieb keine Chance, unmittelbar unter der Latte schlug der Ball ins Netz.

»Nicht schlecht, Alter.« Markus bekräftigte das Kompliment, schlug Sören freundschaftlich auf die Schulter.

Sören war stolz. Es war zwar nur ein Trainingsspiel, aber er spürte, dass er gut in Form war, super in Form. Ein Mann am Seitenrand nickte anerkennend. Kurz vor Trainingsbeginn hatte der Mann noch Rasen gemäht. Es schien der neue Platzwart zu sein. Ein großer, hagerer Kerl von ungewöhnlich blässer Gesichtsfarbe, wie Sören auffiel. Seine Haare waren schon grau, fast weiß, doch bei näherem Hinsehen erkannte man, dass der Mann jünger war, als die Haare erwarten ließen. Besonders die Augen deuteten darauf hin, dass er vom Rentenalter noch weit entfernt war. Sören schien es, als würden sie ihm zulächeln. Komisch, schon von Anfang an hatte er das Gefühl gehabt, als wollte der Kerl etwas von ihm. Regelrecht angestarrt hatte der ihn, als er vor drei Wochen das erste Mal während des Trainings auf dem Platz gewesen war.

»Ey, was is'n los? Träumst du, Alter?« Simons Stimme riss ihn aus seinen Grübeleien. Er hatte gar nicht gemerkt, dass das Spiel weiterlief.

Mathias Mahnke war wie gebannt. Er sah sich außerstande, seinen Blick von diesem rotblonden Jungen mit dem gelben Trikot abzuwenden, der mit dem Ball umgehen konnte wie kein Zweiter auf dem Platz. Wieselschnell, athletisch, elegant, ausdauernd. Wie der sich den Ball erkämpfte, flankte oder aus zwanzig Metern Entfernung das Leder ins Tor beförderte, mit einem Schuss, der gleichzeitig kraftvoll und präzise war. Wahnsinn! Mahnke konnte es nicht fassen, empfand Freude und Stolz bei all seiner Nervosität.

Von wem er das wohl hat?, ging es ihm durch den Kopf. Von wem wohl? Von mir bestimmt nicht, ich bin nie ein großer Fußballspieler gewesen.

Aber es war keine Frage: Der große, breitschultrige Junge war sein Sohn. Anfangs hatte er noch gezweifelt. Aber als er dann noch mal die Fotos betrachtet und später mit dem Original verglichen hatte, stand es fest. Es war Sören. Sein Fleisch und Blut, wie man so sagte.

Er spürte, dass der Junge seinen Blick erwiderte, fühlte sich ertappt, blickte in eine andere Richtung. Aber im nächsten Moment fragte er sich, was das für einen Sinn machte. Und er sah zurück, sah seinem Sohn in die Augen. Er war wie elektrisiert. Sören war anzusehen, dass es ihn verunsicherte, so angestarrt zu werden. Doch sein Gesichtsausdruck hatte nichts Abweisendes. Er war offen. Das gefiel Mahnke. Seine Erstarrung löste sich, wandelte sich in ein Lächeln.

Ihm war, als würde die Zeit stillstehen. Die Sekunden dehnten sich. Dann aber wurde Sören von einem Mitspieler ins Spiel zurückgeholt, und der Platzwart nahm seine Harke und harkte weiter das trockene Gras zusammen. Das war schließlich sein Job.

Mahnke fasste sich an die Stirn. Ein Schwindelgefühl. Die Eindrücke waren so stark, dass sie ihn fast umwarfen. Vier Wochen zuvor erst war er aus dem Gefängnis entlassen worden, aus der Justizvollzugsanstalt Celle, dem Knast für Schwerverbrecher. Sicher, er hatte schon seit einem Jahr Ausgang gehabt, war in den letzten Monaten im offenen Vollzug gewesen. Aber nun auf einmal wieder allein auf eigenen Füßen zu stehen, das war doch etwas anderes, etwas ganz anderes.

Zum Glück stand ihm seine Schwester zur Seite. Sabine hatte für ihn eine kleine Wohnung in Hannover gemietet und auch den Kontakt zu dem Sportverein in Langenhagen hergestellt. Vor allem hatte sie für ihn herausgefunden, dass Sören in diesem Verein Fußball spielte – sein Sohn Sören, den er bisher nur von Fotos kannte. Welch Glück, dass die Sportfreunde Silbersee gerade jetzt auf der Suche nach einem Platzwart gewesen waren. Vor allem: Dass sie ihn genommen hatten, den entlassenen Sträfling, den verurteilten Mörder. Das war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte.

Plötzlich fliegt ein Ball an ihm vorbei. Mahnke reagiert sofort, lässt seine Harke fallen, läuft dem Ball hinterher und schießt ihn zurück aufs Spielfeld, nicht etwa mit der Fußspitze, sondern, wie er es einmal gelernt hat, mit dem Innenrist – und er schießt den Ball nicht irgendwohin, sondern direkt auf Sören zu. Der stoppt das Leder, hebt in Mahnkes Richtung die Hand und ruft »Danke«.

Mahnke ist überwältigt – und noch entschlossener als zuvor, die Gelegenheit zu nutzen. Nach dem Training will er Sören ansprechen. Nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, nein,

das wäre zu viel, aber auf jeden Fall einen ersten Kontaktversuch wagen.

Er muss nicht lange warten.

»Schluss für heute, Leute«, ruft der Trainer nach wenigen Minuten, und Mahnke schlendert so unauffällig wie möglich in Richtung des Sportlerheims, wo die jungen Spieler gleich die Umkleidekabinen ansteuern und seinen Weg kreuzen werden.

Er spürt, wie sein Pulsschlag heftiger wird, wie ihm das Blut bis in die Fingerspitzen schießt, die Hände feucht werden, doch er müht sich, die Aufregung niederzukämpfen, es möglichst beiläufig wirken zu lassen, als Sören näher kommt und er die Chance erhält, ihn anzusprechen.

»Sah nicht schlecht aus, Kompliment. Wenn du im Spiel genauso gut bist wie beim Training, können eure Gegner einpacken ...«

Die Worte sprudeln nur so aus ihm heraus.

Der Angesprochene ist verunsichert. »Danke.«

Mahnke lächelt. »Wirklich, ich glaub, du hast Talent, Sören, du spielst großartig.«

Sören ist anzusehen, dass ihn die Ansprache irritiert. Woher kennt der Typ seinen Namen? Doch dann fällt ihm ein, dass seine Mitspieler ihn ja ständig beim Training mit seinem Namen anrufen, und seine Verwunderung legt sich. Aber schon während er unter der Dusche steht, fragt er sich, warum dieser Mann ein solches Interesse an ihm zeigt.

*Sonntag, 9. September 2007, Langenhagen*

Kevin ging mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden. Ein Abwehrspieler des SV Linden hatte ihn mit voller Wucht in die Beine getreten. »Brutale Sau«, riefen sie am Seitenrand, »Rote Karte«. Doch der Schiedsrichter ließ weiterspielen.

Es ging auf die Halbzeit zu. Die Anfeuerungsrufe wurden lauter, die Fouls härter. Gerade hatte der SV Linden einen Ausgleichstreffer erzielt, es stand 2:2. Das hätte nicht passieren dürfen. So viele Gegentore! Auf eigenem Platz! Bei einem Gegner, der schon seit Jahren als Punkteliерant galt.

Sören beobachtete im Rückwärtsschritt, wie sich ein Mitspieler mit dem Ball aus einem Knäuel herauskämpfte, stürmte zur Seitenlinie, verfolgte den gegückten Pass, rief Simon an, um das Leder zu übernehmen – und fing die Flanke auch schon im nächsten Moment ab. Ohne zu zögern, trieb er den Ball weiter in Richtung Tor, umspielte einen Abwehrspieler, hielt Ausschau nach einer Abspielmöglichkeit und dribbelte, da er niemanden fand, weiter, um eine Schussposition zu finden. Schließlich entdeckte er eine Lücke und hielt aufs Tor zu. Ein Abwehrspieler jedoch hechtete in die Schusslinie und beförderte den Ball hinter die Tорlinie. Immerhin Eckstoß.

»Bravo«, rief da jemand. »Bravo, Sören.« Es war der Platzwart, der jetzt beim Punktspiel eine schwarze Baseballkappe trug, um sein blasses Gesicht vor der Sonne zu schützen.

Sören fiel auf, dass sich der Mann weit entfernt vom Anhang der Langenhagener aufhielt, näher bei den Vätern und Müt-

tern der Lindener. Im Pulk der Langenhagener entdeckte Sören auch seine Mutter. Wie üblich war sie mit Tobias gekommen. Sie lehnte an der Absperrung. Aber anders als sonst zeigte sie kein Interesse am Spielgeschehen. Zorn, Entsetzen spiegelte sich im Blick der braunhaarigen, dezent geschminkten Frau, die in ihrem weißen Hosenanzug ausgesprochen elegant wirkte. Was hatte sie nur? Immer wieder richteten sich die Augen von Sibylle Häcking für den Bruchteil einer Sekunde auf den Mann an der gegenüberliegenden Seite des Spielfelds, und wer dicht neben ihr stand, hätte bemerken können, dass sie die Lippen aufeinanderpresste und vor Entrüstung bebte.

Was ging da vor? Sören spürte, dass etwas nicht stimmte, zwang sich aber, seine Aufmerksamkeit wieder dem Spiel zuzuwenden. Denn gerade in diesem Augenblick führte ein Mitspieler den Eckstoß aus, und Kevin gelang es, den Ball mit dem Kopf ins Tor zu lenken. 3:2. Der Jubel war groß.

Mathias Mahnke hatte sie sofort entdeckt. Sie war kaum gealtert. Eine attraktive Erscheinung, ohne Frage. Der Junge, der neben ihr stand und sie drängte, ihr Portemonnaie zu öffnen, war vermutlich Tobias, ihr Sohn, Sörens fünf Jahre jüngerer Halbbruder, der Tobi genannt wurde, wie Mahnke von seiner Schwester wusste.

»Klasse, Sören.« Er konnte nicht anders, als seine Begeisterung herauszuschreien. Als er jedoch auf die andere Seite blickte, um zu sehen, wie Sibylle Häcking auf ihren talentierten Sohn reagierte, sah er in die Augen einer Fassungslosen. Wie ein Bannstrahl traf ihn dieser Blick. Doch er hielt stand, spürte, dass es kein Zurück mehr gab, wandte sich wieder dem

Fußballspiel zu und nahm sich vor, gleich in der Pause den Schritt zu tun, der unvermeidlich war.

Behutsam nähert er sich dem Anhang der Langenhagener, lässt sich von Männern grüßen, die ihn bereits beim Rasenmähen gesehen und als neuen Platzwart identifiziert haben, hält auf Sibylle Häcking zu, die mit mehreren Frauen an der Getränkebude steht, einen Becher mit Mineralwasser in der Hand, schweigend und außerordentlich nervös, wie ihm auffällt. Schließlich löst sie sich von den anderen Müttern, um zur Toilette zu gehen. Kurz vor den Toiletten fängt Mahnke sie ab.

»Hallo, Sibylle.«

Die Angesprochene zuckt zusammen. Ihr Gesichtsausdruck wirkt gehetzt. »Was willst du hier?« Eine einzige Zurückweisung drückt sich in der Frage aus. Eine verbale Ohrfeige.

»Ich wollte nur ...«

»Verschwinde«, zischt sie ihm zu, das Gesicht ist wutverzerrt, die Unterlippe bebt vor Zorn. »Verschwinde aus meinem Leben.«

»Sibylle, bitte, ich ...«

»Lass mich in Frieden, bitte.« Sie betont jedes einzelne Wort, jedes Wort, jede Silbe ein Schlag in die Magengrube. »Was fällt dir ein, hierherzukommen?!«

»Aber ich ...«

»Hau ab, hau sofort ab.«

Der Wortwechsel bleibt den Umstehenden nicht verborgen. Mahnke fühlt sich beobachtet, von argwöhnischen, feindseligen Blicken durchbohrt. Er stiehlt sich davon. Immer schneller werden seine Schritte. Am liebsten würde er laufen, rennen. Nur weg, nur weit, weit weg.

Sören wundert sich, dass er den Platzwart nach der Halbzeitpause nicht mehr sieht. Seine Mutter wirkt weiterhin verstört, fast aufgelöst. Entgegen ihrer Vorsätze zündet sie sich noch auf dem Sportplatz eine Zigarette an und saugt den Rauch mit tiefen Zügen und zitternden Händen ein. Dabei starrt sie mit einem so leeren Blick aufs Spielfeld, dass sie gar nicht mitbekommt, dass es am Ende 4:2 für die Sportfreunde Silbersee steht und ihr Sohn ein umjubeltes Tor geschossen hat.

»Was war denn los?«, fragte er, als er am frühen Abend nach Hause kam und sich noch schnell eine Tiefkühlpizza in den Backoffen schieben wollte.

»Warum? Was ..., was soll denn los gewesen sein?«

»Also, Mama, echt, du hast ausgesehen, als hätte dir einer dein Todesurteil verkündet.«

»Wie bitte? Was soll denn das? Ich weiß gar nicht, was du ...«

»Also, wirklich, wenn du denkst, du kannst mich für blöd verkaufen, dann ...« Er bemerkte, wie sie hektisch den Kopf bewegte, wie ihre Augen flackerten. Wie aus einer plötzlichen Eingebung heraus fragte er: »Hat das vielleicht mit dem neuen Platzwart zu tun?«

Es gelang ihr nicht mehr, ihre Bestürzung zu überspielen. Sie knetete nervös die Hände, ihre Augen flackerten, sie rang nach Luft und passenden Worten. »Also, ich, ich ...« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das geht jetzt nicht, wir können später darüber reden, später – wenn Tobi im Bett ist. Dann, äh, dann können wir darüber reden. Ich komm zu dir ins Zimmer. Ja? So, äh, gegen neun?«

»Okay.«

Wie geplant machte sich Sören über seine Pizza her. Doch mit seinen Gedanken war er bei der rätselhaften Begebenheit auf dem Fußballplatz. Er versuchte sich abzulenken, indem er sich auf die Geschichtsklausur vorbereitete. Aber das war sinnlos. So angestrengt er auch die Quellentexte zum Nationalsozialismus las, er begriff gar nicht, worum es ging. Schließlich öffnete sich die Tür, und seine Mutter befreite ihn von der mühsamen Lektüre.

Eine Sorgenfalte grub sich in ihre Stirn. Senkrecht und tief. Alles an ihr verriet ein verzweifeltes Bemühen, die Fassung zu bewahren. Sie ließ sich auf einem Sessel nieder und faltete die Hände, als wollte sie beten, dabei blickte sie Sören bekümmert an. »Ich muss dir was erzählen, Sören«, begann sie. »Es fällt mir nicht leicht, wirklich nicht, aber es hat einfach keinen Sinn, länger einen Bogen darum zu machen. Das wird nicht einfach für dich sein, mein Junge. Versprich mir also, dass du mich nicht verdammst, wenn ...«

Dann musste sie schlucken und ihre Stimme erstarb in heftigem Schluchzen. Wenig später erfuhr Sören, dass er mit einer Lüge aufgewachsen war. Dass sein Vater nicht gestorben war, sondern im Gefängnis gesessen hatte. Wegen Mordes an einer Schülerin.

*Montag, 10. September 2007, Bad Fallingbostel*

Uwe Hartmann war ein geduldiger Mensch. Auf seiner Dienststelle, der Polizeiinspektion Soltau, galt er als einer, den so leicht nichts aus der Ruhe bringt – weder die manchmal etwas gleichgültigen bis schlampigen Kollegen, noch die oft sehr aufgeregten Beteiligten der üblichen Kriminal- oder Verkehrsunfälle. Auch im Kreise seiner Familie bewahrte der Kriminalhauptkommissar normalerweise die Ruhe, auch wenn seine Frau Gudrun und seine Tochter Sarah hektisch durchs Haus rannten und wüste Flüche, wenn nicht gar Beschimpfungen ausstießen. Normalerweise.

Dieser Zustand aber konnte leicht aus dem Gleichgewicht geraten, wenn Hartmann einmal wieder im Begriff war, seiner großen Leidenschaft nachzugehen: der Jagd. Dann nämlich geschah es nicht selten, dass er bei den häuslichen Vorbereitungen von seiner Frau belächelt und verhöhnt und von seiner Tochter als »Mörder« beschimpft wurde – und zwar so hartnäckig, dass er irgendwann die Fassung verlor.

So war es auch an diesem Montag, einem milden Septemberabend kurz vor sechs Uhr. »Mein Gott, kannst du nicht einmal deine blöden Kommentare für dich behalten«, herrschte er Sarah an, als sie ihn in ihrer bissigen Art gefragt hatte, ob wieder die Mordlust in ihm erwacht sei.

»Ich weiß, dass du mich dämlich findest«, erwiderte Sarah. »Aber ich finde dich abartig, wie du da in dem komischen grünen Pullover und der Bundeswehrhose rumläufst und glän-

zende Augen kriegst, wenn du deine Knarre streichelst wie so 'n Berufskiller. Abartig! Echt!«

»Du hast sie doch nicht mehr alle.«

»Bitte?«

»Ich hab gesagt: ›Du hast sie nicht mehr alle‹ – und dazu steh ich, ich hab einfach keine Lust mehr, mich von einer durchgeknallten Zicke wie dir beleidigen zu lassen.«

»Häh? Durchgeknallte Zicke? So gehst du also mit Kritik um, du verkappter Sadist.«

»Nicht zu glauben! Weißt du, was du bist? Eine Hexe, eine giftige kleine Hexe.«

»Was ist denn hier los?« Zu allem Überfluss kam jetzt auch noch Gudrun Hartmann dazu. Die Grundschullehrerin hatte gerade Diktate korrigiert.

»Papa findet, dass ich eine Hexe bin«, sagte Sarah. »Eine giftige Hexe sogar.«

»Bitte?« Gudrun Hartmann sah ihren Mann an, als habe er die gemeinsame Tochter brutal geschlagen.

»Ich weiß, ich weiß, ich bin wieder der Bösewicht«, klagte Hartmann beleidigt. »Sarah darf mich als Mörder beschimpfen, und wenn ich mich wehre, dann ...«

»Also bitte, komm mal runter, entspann dich, Uwe.« »Kommt ihr mal runter. Ich bin es langsam leid, mich hier maßregeln zu lassen, nur weil ich alle paar Wochen mal zur Jagd geh. Du weißt, dass ich das als aktiven Naturschutz ...«

»Zur Jagd?« Gudrun Hartmann tat, als verstehe sie die Welt nicht mehr. »Davon weiß ich ja noch gar nichts. Heute Abend ist doch Elternabend, wir hatten doch schon vor zwei Wochen besprochen, dass *du* da hingehst. Du weißt doch, dass ich

nicht kann, weil ich selbst Elternabend habe. Hast du das etwa vergessen?«

»Elternabend? Ich weiß von keinem Elternabend.«

»Typisch«, fauchte Sarah dazwischen. »Er weiß wieder mal von nichts. Wenn er an seine Ballerei denkt, ist alles andere ausgelöscht.«

»Halt die ...«

»Sag mal«, fuhr Gudrun dazwischen. »Was ist das denn für ein Ton? Ich glaube wirklich, du bist etwas überreizt. Da sollte man sowieso besser nicht mit 'ner Waffe losziehen.«

»Ein Elternabend bietet aber wahrscheinlich auch nicht die passende Entspannung«, entgegnete Hartmann.

Doch im nächsten Moment hielt ihm seine Frau schon den Wandkalender vor die Augen, wo für den 10. September tatsächlich nicht »Jagd«, sondern »Elternabend« eingetragen war – und zwar mit dem Zusatz »Uwe«.

Uwe aber war bereits in seine Jägermontur mit dem olivfarbenen Pullover und der reißfesten Hose geschlüpft und zu keinen Zugeständnissen bereit. »Dann schwänzen wir den Elternabend heute eben mal«, schlug er schon leicht schuldbewusst vor. »Da wird sowieso immer nur dumm rumgelabert.«

»So einfach kann man sich's natürlich auch machen«, erwiderte Gudrun, und Sarah höhnte: »Ich glaube, seine Mordlust ist einfach schon zu stark, das kann man den anderen Eltern vielleicht wirklich nicht zumuten.«

Uwe Hartmann wollte seine Tochter zuerst noch zurechtleisen, entschloss sich dann aber, mit einem gegrummelten »Ihr könnt mich alle mal« den beiden Frauen den Rücken zuzukehren.

Wenige Minuten später stiefelte er auch schon mit »Amigo« zu seinem Geländewagen. Der zum Stöberhund ausgebildete Dackel sah mit seinen Schlappohren und Triefaugen genauso bedröppelt aus wie sein Herrchen.

Uwe Hartmann hatte einen Monat zuvor seinen 54. Geburtstag gefeiert, war also nicht mehr der Jüngste. Doch er hatte sich gut gehalten. Sein dunkelblondes Haar war noch voll und nur von wenigen grauen Fäden durchzogen, er war zwar nicht mehr ganz so schlank wie in der Zeit, in der er noch Fußball gespielt hatte. Doch es war ihm immer noch gelungen, seinen kleinen Bierbauch unter großzügig bemessenen Hemden oder weiten Pullovern zu verbergen. Zehn Jahre zuvor hatte er mit seiner Familie ein nagelneues Haus im Neubaugebiet von Fallingbostel bezogen, der alten Kreis- und Kurstadt, die sich neuerdings »Bad Fallingbostel« nennen durfte. Schon viele Jahre zuvor hatte Hartmann, ein Bauernsohn aus einem nahe gelegenen Heidedorf, sich der Jagdgenossenschaft Düshorn angeschlossen, dem einzigen Verein, dem er angehörte – von den Grünen vielleicht einmal abgesehen. Aber das war natürlich eine Partei, kein Verein. Nein, Feuerwehr und Schützenverein waren nicht sein Ding, ihm reichten die Uniformen, die er auf seiner Dienststelle zu sehen bekam, und er schätzte sich glücklich, seit der Versetzung zur Kripo seiner Arbeit in Zivil nachgehen zu dürfen.

An diesem Tag hatte er sich mit seinen Jagdkollegen zu einer kleinen Stokeljagd im Düshorner Wald verabredet. Paar Hasen, Kaninchen, vielleicht ein Fuchs. Mit einer größeren Strecke war nicht zu rechnen.

Die anderen Jäger, so um die zehn Männer zwischen achtzehn und achtzig und eine junge Frau, standen mit ihren jaulenden, fiependen Hunden schon auf dem Waldparkplatz herum, als er vorfuhr. Aus Fulde war auch Bauer Hansen zu Gast. Als Hartmann den stämmigen Kreislandwirt in seinem Lodenmantel bemerkte, fiel ihm ein, was er Ende vergangener Woche in seiner Dienststelle erfahren hatte: Mahnke war wieder auf freiem Fuß – dieser Studienrat, den er damals wegen des Mordes an der Schülerin hatte einbuchen lassen.

Er war von seinen Vorgesetzten sehr dafür gelobt worden. Schon nach zwei Wochen hatte die Soko »Moorsee«, deren Chef er war, den Fall aufgeklärt. Die Indizien waren so dicht, dass der anschließende Prozess reine Formsache gewesen war. Auch Heiko Hansen, der Sohn seines Jagdfreundes aus Fulde, war am Rande in den Fall verstrickt gewesen – der Bauernsohn ging mit Annika in eine Klasse, hatte angeblich zeitweise ein Auge auf sie geworfen und wohnte auch nicht weit vom Tatort entfernt. Doch nach einer mehr routinemäßigen Überprüfung war der Junge aus dem Schneider gewesen. Sein Vater hatte bezeugt, dass er zu der fraglichen Zeit auf dem Hof geholfen hatte.

Hartmann fühlte sich verpflichtet, den Waidgenossen über die letzte Entwicklung der lange zurückliegenden Geschichte in Kenntnis zu setzen, während er mit ihm ins Revier ging, um eine Schützenlinie zu bilden.

Hansen zeigte sich empört. »Was? Der Kerl ist schon wieder draußen? Ich dachte, der hat lebenslänglich.«

»Lebenslänglich heißt ja nicht ein Leben lang«, erläuterte Hartmann. »Nach fünfzehn, sechzehn Jahren haben die normalerweise die Chance, vorzeitig rauszukommen, wenn nichts

dagegen spricht. Und Mahnke hat mittlerweile knapp siebzehn Jahre abgesessen, da ist es nicht ungewöhnlich, dass er wieder rauskommt.«

»Siebzehn Jahre? So lange ist das schon her?«

»Ja, Heinrich, die Zeit vergeht.«

»Von mir aus brauchten sie diese Kerle gar nicht wieder rauszulassen«, sagte Hansen. Er stieß einen schweren Seufzer aus.

»Hoffentlich geht das jetzt nicht wieder von vorn los.«

»Wieso? Der Fall ist doch abgeschlossen.«

»Klar, aber der Mahnke hat doch nie gestanden, dass er's war. Hoffentlich spielt der jetzt nicht verrückt.«

Hartmann spürte, dass die Neugigkeit den Jagdgenossen nicht kalt ließ. Als wenig später keine zwanzig Meter vor Hansen ein Kaninchen vorbeirannte, starnte der erfahrene Jäger gesistesabwesend ins Leere. Er horchte erst auf, als ein anderer einen Schuss abgab.

*Dienstag, 11. September 2007, Langenhagen*

Sibylle Häcking wollte den Brief gerade in Sörens Zimmer bringen, da fiel ihr Blick auf den Absender: Sabine Mahnke, Oskar-Wolff-Straße, 29664 Walsrode. Sie war wie elektrisiert. Mathias' Schwester. Bisher hatte sich die frühere Schwägerin an die Absprache gehalten und keinerlei Kontaktversuche unternommen, um Sören in Ruhe, abgeschirmt von seinem leiblichen Vater und dessen Familie, aufwachsen zu lassen. Was veranlasste diese Frau, Sören jetzt plötzlich nach all den vielen Jahren zu schreiben? In dieser Situation!

Sibylle Häcking war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Konnte sie Sören diesen Brief zumuten?

Boahh! Was war das für ein hässlicher Vogel, der ihn da im Spiegel angrinste: Adlernase, abstehende Ohren, rotblonde Haare und Pickelgesicht! Furchtbar! Sören hasste es, seine Aknesalbe aufzutragen. Schon das Kämmen war eine Qual. Denn das hieß unweigerlich, dass er sich im Spiegel betrachten musste. Und er hasste sein Spiegelbild, fand sich hässlich mit seiner stets geröteten Gesichtshaut, dem langen Hals und den wuchtigen Wangenknochen. Ekelhaft! Aber so hässlich wie in diesem Moment hatte er sich schon lange nicht mehr gefunden. Er schämte sich, mit diesem Monstergesicht weiter zur Schule gehen zu müssen, war sich hundertprozentig sicher, dass bald alle Welt in seinen widerlichen Gesichtszügen den Mörderbubi erkennen würde, der er ja auch in Wirklichkeit war.

*Wenn ich meine dämliche Visage wenigstens hinter einem Bart verstecken könnte, ging es ihm durch den Kopf. Aber außer diesen paar Härchen am Ohr konnte von Bartwuchs noch keine Rede sein. Das Einzige, was in meinem Gesicht wächst, sind die Pickel.*

Als er sich erneut im Spiegel betrachtete, stellte er mit Entsetzen fest, dass einer dieser Auswüchse zu allem Überfluss auch noch stark vereitert war und die linke Wange regelrecht entstellte. Kurzentschlossen suchte er sich seine spitze Nadel. Er stach auf den Pickel ein, dass der Eiter herausplatzte. Als er das gelbliche Zeug mit einem Papiertaschentuch abtupfte, stellte er fest, dass Blut aus der Wunde sickerte. »Scheiße. Das ist doch alles bloß noch zum Kotzen.«

Die Enthüllungen über seinen Vater hatten ihn schwer getroffen, er war seit jenem Sonntagabend nicht mehr derselbe, hatte sich am darauffolgenden Tag in seinem Zimmer eingeschlossen und die Schule geschwänzt.

Er machte seiner Mutter Vorhaltungen:

»Du hast mich in einem fort belogen, die ganze Zeit hast du mir nur Scheiße erzählt«, klagte er. »Was hast du dir eigentlich dabei gedacht? Hast du etwa gemeint, du könntest die Wahrheit bis in alle Ewigkeit vor mir verbergen, oder was?«

»Ich ..., ich habe mir gedacht, dass du erst mal erwachsen werden musst, um damit fertig zu werden. Das war es wohl«, sagte seine Mutter. »Aber ich weiß, dass ...«

»Dass was? Dass es nicht leicht ist, ein ...« Er zog das Wort in die Länge. »Mörderkind zu sein, willst du sagen? Das meinst du doch, oder?«

»Sören, bitte.«

»Lass mich. Lass mich bloß in Ruhe, du Lügnerin.«

Und dann hatte er seine Mutter aus seinem Zimmer gedrängt und die Tür von innen abgeschlossen.

Seither hatte Sibylle Häcking praktisch kein Wort mehr mit ihrem Sohn gesprochen. Sie fürchtete, dass er sich etwas antun könnte in seinem Zimmer; immer wieder an die Tür geklopft hatte sie, gebettelt: »Lass uns reden, Sören, bitte, bitte lass uns reden, ich kann doch auch nichts dafür.« Doch er antwortete nicht, hatte irgendwann nur die Anlage eingeschaltet und seine harten, lauten Rap-Gesänge laufen lassen. Immerhin ein Lebenszeichen.

Auch mit seinem Stiefvater sprach er nicht. Das Verhältnis der beiden war nie gut gewesen. Schon als Kind hatte Sören das Gefühl gehabt, dass Gerd, so nannte er seinen Stiefvater, ihn ablehnte. Ein Gefühl, dass noch stärker wurde, als Tobias zur Welt gekommen war, Sörens kleiner Bruder Tobi. Nein, es war kein Wunder, dass er sich jetzt weigerte, mit Gerd zu sprechen.

Als stundenlang nur diese Musik in seinem Zimmer zu hören war, drohte seine Mutter, die Polizei zu rufen, falls er nicht endlich antworte. Das wirkte schließlich. »Lass mich in Ruhe!«, rief Sören. »Hör endlich auf mit der dämlichen Nerverei, verdammt noch mal.«

Seine Mutter atmete auf. »Ich will dich ja in Ruhe lassen«, sagte sie. »Aber du musst mir versprechen, dass du keine Dummheiten machst. Versprichst du mir das? Bitte, Sören! Ich hab doch solche Angst.«

»Lass mich!«

Dann war Gerd gekommen, der als Anästhesist in der

Medizinischen Hochschule Hannover tätig war und mal wieder einen anstrengenden Nachtdienst hinter sich hatte. Der etwas untersetzte Mann in den abgewetzten Jeans legte fürsorglich den Arm um sie und führte sie ins Wohnzimmer wie eine Patientin, der er eine schlimme Nachricht zu übermitteln hatte.

»Hat doch keinen Sinn, dass du hier die ganze Nacht vor seiner Tür rumstehst«, sagte er. »Vielleicht muss er wirklich erst mal zur Ruhe kommen. Morgen rufen wir den sozialpsychiatrischen Dienst an, vielleicht können die ja helfen. Aber du musst auch an dich denken – und an Tobi. Der macht sich bestimmt auch Sorgen.«

Sibylle Häcking verstand die Bemerkung als Befehl. Leise öffnete sie die Zimmertür ihres Jüngsten. Als sie sah, dass Tobias sie mit großen Augen anstarrte, beschloss sie, ihm eine Erklärung für die verworrene Situation zu geben. Es musste einfach sein. Sie teilte dem Jungen mit, dass Sörens Vater aus Amerika zurückgekehrt sei und schon bald wieder fortwolle ... Eine neue Lüge. Aber was hätte sie sonst sagen sollen? Etwa die Wahrheit? Zum Glück war Tobias zu müde und verwirrt, um Fragen zu stellen.

Sibylle Häcking machte kein Auge zu in dieser Nacht, stand immer wieder vor Sörens Tür, horchte darauf, dass sein Bett knarrte, dass Schlafgeräusche herausdrangen. Irgendwas.

Sören blieb der Schule nur einen Tag fern. Am Dienstag stand er plötzlich auf, aß, ohne ein Wort zu sagen, zwei Toast, packte Apfel, Banane und Müsliriegel ein und huschte schweigend aus dem Haus.

Wie ihr Mann ihr geraten hatte, rief Sibylle Häcking gleich

am Montagmorgen bei der Beratungsstelle an. Dort empfahl man ihr einen Psychologen. Doch Sören weigerte sich, mit einem »Seelendoktor« zu reden, und so legte sie den Plan zunächst auf Eis.

Sie kam auf die Idee, bei dem empfohlenen Psychologen anzurufen, um sich wegen des Briefs den Rat eines Profis zu holen. Erleichtert, endlich eine Entscheidung getroffen zu haben, wählte sie die Nummer. Nach beharrlichem Drängen bekam sie die erhoffte Empfehlung: »Ich denke, es hat jetzt keinen Sinn mehr, die Wirklichkeit länger von Sören fernzuhalten«, sagte der freundliche Mann am anderen Ende der Leitung. »Sören sollte die Gelegenheit erhalten, sich Stück für Stück an seinen Vater heranzuarbeiten. Es ist besser, dass er seinen Vater kennenlernt, als wenn er weiter mit einem Phantomvater leben muss – und dem Gefühl, ein Mörderkind zu sein.«

Damit war die Sache für Sibylle Häcking klar. Schweren Herzens legte sie den Brief auf Sörens Schreibtisch.

Bis kurz nach drei hatte Sören Unterricht. »Also dann bis heute Abend«, rief ihm sein Mitschüler und Fußballkumpel Simon zu, als er auf sein Fahrrad zustrebte. »Du kommst doch heut zum Training, oder?«

»Eher nicht. Geht mir noch nicht so gut.«

Er spürte, dass Simon ihm argwöhnisch nachblickte. Die Erklärung mit der Magen-Darm-Verstimmung war offenbar nicht besonders überzeugend. Doch schon gleich, als er aufs Rad stieg, krampfte sich sein Magen tatsächlich zusammen und dieses Gefühl der Ausweglosigkeit kam wieder über ihn. Wie sollte es weitergehen? Wie sollte er mit dem Kerl umge-

hen, der plötzlich als sein Vater in sein Leben getreten war? Wie würde man ihn anstarren, wenn sich erst herumgesprochen hatte, dass er der Sohn eines Verbrechers, eines Mörders war? Wie sollte er sich gegenüber seiner Mutter verhalten?

Je näher er seinem Elternhaus kam, desto unüberwindlicher erschienen ihm die Probleme. In der Schule war alles noch leichter gewesen. Da war einigermaßen klar, was er zu tun hatte, da wurden ihm keine großen Entscheidungen abverlangt. Aber zu Hause: *Alles Scheiße!*

»Möchtest du noch was essen?«, fragte seine Mutter, als er zur Tür hereinkam.

»Hab ich schon.«

»Ich, äh, hab dir einen Brief auf deinen Schreibtisch gelegt. Wenn du willst, können wir gern darüber reden.«

Er spürte die Unsicherheit, die sich in der brüchigen Stimme ausdrückte, fragte sich, was es wohl mit dem Brief auf sich hatte, sah aber keinen Grund, auf den Vorschlag einzugehen.

Schweigend ging er in sein Zimmer und schloss die Tür hinter sich zu. Dann sah er auch schon den Brief. Er riss ihn auf und las:

»Lieber Sören,

ich kann mir vorstellen, dass zurzeit viel auf Dich einstürmt, das Dir Sorgen macht und Dein bisheriges Leben durcheinanderwirbelt. Ich hoffe, dass ich Deine Lage mit meinem Brief nicht noch komplizierter mache, sondern Dir helfen kann. Aber bevor ich zu den Einzelheiten komme, will ich mich erst einmal kurz vorstellen. Denn wir haben uns ja bisher noch gar nicht kennengelernt.

Also, ich bin Sabine, die Schwester Deines Vaters, und ich lebe immer noch in Walsrode. Gern hätte ich Dich einmal eingeladen oder in Langenhagen besucht, aber Deine Mutter wollte nicht, dass Du mit der Familie Deines Papas zu tun hast. Ich habe das bedauert, aber schließlich akzeptiert. Natürlich habe ich Verständnis für Deine Mutter. Es muss furchtbar für sie gewesen sein – wie für uns alle.

Aber ich glaube, dass sich Deine Mutter in einem entscheidenden Punkt irrt, und dies ist der eigentliche Grund, warum ich Dir schreibe: Aus meiner Sicht ist Dein Vater damals zu Unrecht verurteilt worden. Ich glaube ihm, wenn er sagt, dass er Annika nicht getötet hat. Und es gibt manche Ungereimtheiten in diesem Fall, die seine Sicht der Dinge stützen.

Es ist natürlich unmöglich, Dir in einem Brief all die Dinge zu schildern, die so lange zurückliegen. Zu Deinem Verständnis aber in aller Kürze die damalige Situation: Dein Vater, der mit mir zusammen in Walsrode aufgewachsen ist, war seit fünf Jahren am Gymnasium Walsrode Lehrer für Deutsch und Politik – ein sehr beliebter Lehrer, was auch nach diesem, entschuldige das blasse Wort, ›Fall‹, von niemandem bestritten wurde. Vielleicht war er bei manchen Schülerinnen allzu beliebt und wahrscheinlich ist ihm das letztlich sogar zum Verhängnis geworden. Denn fest steht, dass Dein Vater mit Annika ein ›Verhältnis‹ hatte, wie man so sagt. Das hat er auch nie bestanden. Er hat es von vornherein bereut und alle Schuld auf sich genommen. Dabei hat eine Mitschülerin Annikas vor Gericht ausgesagt, dass auch Annika nicht ganz unschuldig war. Sie hat für Deinen Vater geschwärmt, wie man nur für einen Lehrer schwärmen kann, sie hat ihm schöne Augen gemacht und ihn vielleicht sogar verführt. Trotzdem hat Dein